

Von der Erinnerung zum Monument

Die Entstehungsgeschichte der nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen¹

von Günter Morsch

»Das Denkmal als regloses Stück Stein birgt seine eigene Vergangenheit als wohlgehütetes Geheimnis in sich, es weist von seiner eigenen Geschichte fort, hin zu den Ereignissen und Bedeutungen, die wir als Besucher in es hineinragen. Es scheint so, als ob Denkmäler uns an alles mögliche erinnern, nur nicht an ihre eigene Vergangenheit, ihre eigene Entstehung. Deshalb (gilt es), dem Denkmal die Erinnerung an sich selbst wiederzugeben, an die Tatsache seiner Errichtung, an seine Ursprünge... Deshalb müssen wir (...) auch die Zeit und den Ort seiner Planung mit einbeziehen, den Prozeß seiner Errichtung innerhalb bestimmter historischer und politischer Realitäten, seine fertige Gestalt auf einem öffentlichen Platz, seine Stellung im Gesamtkontext des nationalen Erinnerns...«

James Edward Young, Die Textur der Erinnerung

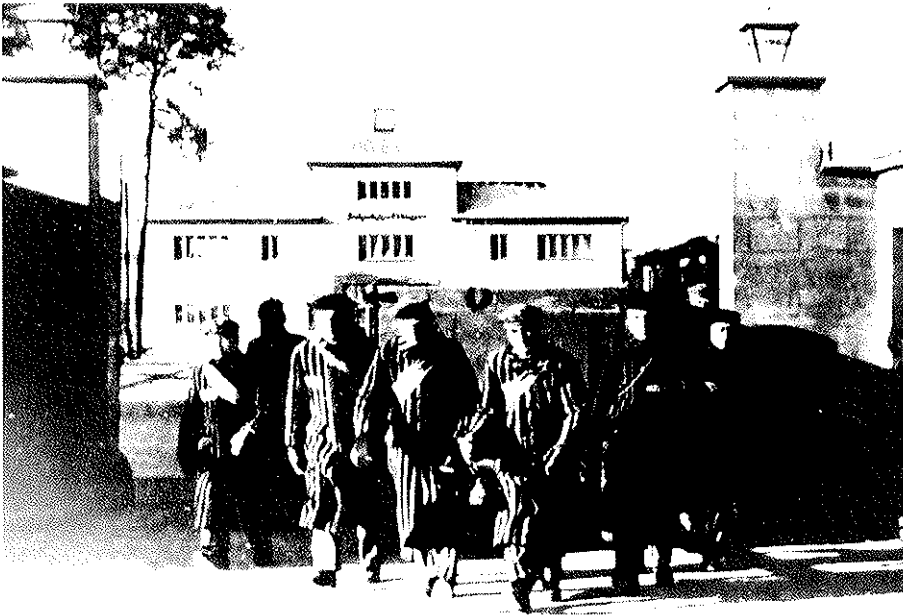
Die Ausstellungsgestaltung der Gedenkstätte Sachsenhausen folgt einem dezentralen Gesamtkonzept. Danach soll es keine große zentrale Ausstellung zur Geschichte des nationalsozialistischen Konzentrationslagers geben, sondern mehrere kleinere Ausstellungseinheiten. Diese werden in den authentischen Gebäuden eingerichtet und sind mit der historischen Funktion dieser Gebäude thematisch verbunden. Als vierte große Ausstellung zeigt die Gedenkstätte Sachsenhausen auf einer Fläche von mehr als 600 Quadratmetern seit dem 13. April bis zum 23. Oktober 1997 die Ausstellung »Von der Erinnerung zum Monument. Die Entstehungsgeschichte der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen« im Neuen Museum der Gedenkstätte. Sie wurde von Andreas Hallen und dem Autor des Aufsatzes konzipiert und geleitet; Bodo Baumunk und andere haben die über 1000 Exponate, Dokumente, Fotografien, Pläne, Entwurfzeichnungen, Modelle, Skulpturen, Bilder, Uniformen und Gegenstände zeigende Ausstellung gestaltet. Es ist beabsichtigt, die Ausstellung in reduzierter und überarbeiteter Form als Dauerausstellung beizubehalten und im gleichen Flügel des 1961 erbauten Neuen Museums gemeinsam mit der Ausstellung zum Konzentrationslager Oranienburg zu präsentieren.



Das Zitat von James Edward Young, das wir der die Ausstellung begleitenden Publikation als ein Motto vorangestellt haben, faßt in der Tat die wesentlichen Motive unserer Forschungen zusammen: Indem wir dem Denkmal die Erinnerung an sich selbst wiederzugeben versuchen, wollen wir nicht seine ursprüngliche Bedeutung mumifizieren, sondern über Möglichkeiten der Aktualisierung nachdenken. Die Notwendigkeit der Neugestaltung und Neukonzeption der Gedenkstätte Sachsenhausen ist weitgehend unbestritten. Ausstellungen und Museen, seit 1961 kaum verändert, sind aufgrund der Einseitigkeiten kommunistischer Geschichtsbetrachtung problematisch sowie inhaltlich und gestalterisch veraltet. Viel schwerer aber noch wiegt, daß nach jahrzehntelanger Vernachlässigung die Bauwerke auf dem Gedenkstätten-gelände stark sanierungsbedürftig sind, für einige besteht sogar Einsturzgefahr. Will man die Gedenkstätte Sachsenhausen erhalten, so ist es mit Reparaturen an der einen oder anderen Stelle nicht getan. Darin liegt aber auch eine Chance. Im Bewußtsein der Unvermeidlichkeit von Veränderung geht es der Gedenkstätte daher zum einen darum, das zu dokumentieren und zu beschreiben, was durch Veränderung entweder ganz verlorengehen wird oder sich wandelt. Zum anderen soll die Veränderung nicht blind sein gegenüber dem Gewordenen. Sie muß sich der Aussagen und Intentionen vergewissern, reflexiv sein, um neue Wege zu suchen und zu finden. Die Ikonographie des Denkmals ist ein Ansatz; die historische Analyse ein zweiter; letzterer wurde zugegebenermaßen von uns stärker verfolgt.

Die Kritik am Begriff der Authentizität, die teilweise zum Fetisch in der Medien-gesellschaft gerät, einer Gesellschaft aus zweiter Hand, ist sicherlich, obwohl selbst Ausdruck postmodernistischer Moden, nicht unberechtigt. Das Schimpfwort der »Topolaterie«² stößt nach, indem es polemisch auf die Abhängigkeit des Ortes von der Deutung verweist und sich über die Beschränktheit und Naivität positivistischer Geschichtsinterpretation durch den als selbsterklärend verstandenen Ort lustig macht. Den historischen Ort *sui generis* gibt es nicht und daher läßt er sich auch nicht mehr rekonstruieren. Die Gedenkstätte Sachsenhausen ist in ihrer derzeit vorfindlichen Gestalt – vielleicht mehr noch als andere KZ-Gedenkstätten – ein Amalgam unterschiedlicher historischer Prozesse, das man nur noch schwer trennen kann. Wohl aber kann man die einzelnen Elemente der Verbindung herausfinden, zumal diese für die Beschaffenheit des Endproduktes nicht alle gleich wichtig sind. Es sollte daher versucht werden, die bestimmenden Elemente des Amalgams sowie die Verschmelzungsprozesse zu analysieren.

Betrachtet man die Entstehungsgeschichte der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen, so kann man dies natürlich nicht tun, ohne zuallererst die Geschichte des Konzentrationslagers in den Blick zu nehmen. Dabei erschließt sich die historische Bedeutung der Gründung des Konzentrationslagers Sachsenhausen und die damit unmittelbar verbundene architektonische Gestaltung durch Heinrich Himmlers Ausspruch, wonach in Oranienburg ein »modernes, vollkommen neuzeitliches Konzentrationslager« entstehen sollte. Das Konzentrationslager Sachsenhausen, während der Berliner Olympiade 1936 von Häftlingen aus Esterwegen und anderen Lagern erbaut, sollte vor allem zwei Forderungen erfüllen: Zum einen galt es, ein großes Lager zu bauen, in dem, anders als in den frühen Konzentrationslagern, Tausende von Häftlingen gleichzeitig und auf Dauer beherrscht werden konnten. Aus diesem Grund nutzte der SS-Architekt Kuiper die natürliche geographische Lage eines

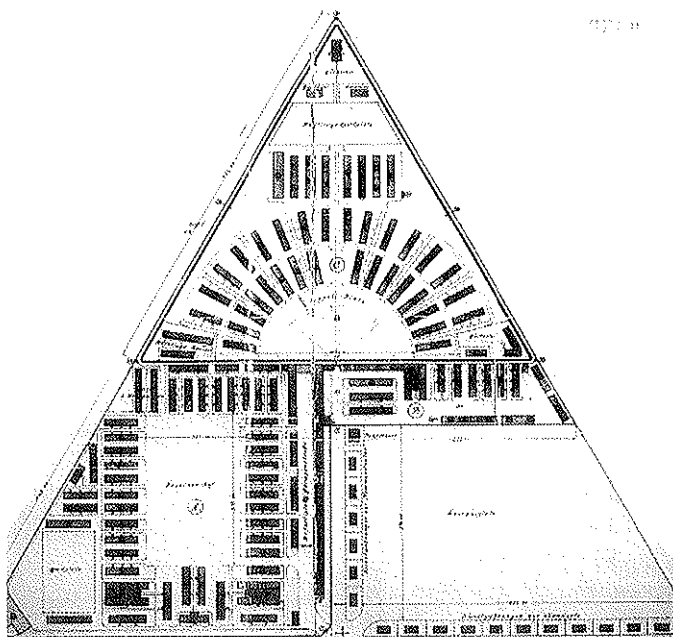


*Häftlinge verlassen
das KZ Sachsenhausen
zur Arbeit
Foto: Gedenkstätte
Sachsenhausen,
Fotothek*

Staatsforstes am Rande der Kleinstadt Oranienburg, im Stadtteil Sachsenhausen, um das Häftlingslager in der Form eines gleichseitigen Dreiecks anzulegen. Vom zentralen Wachturm A aus sollte ein einziges Maschinengewehr durch freie Schußbahnen alle in vier konzentrischen Ringen um einen halbkreisförmigen Appellplatz herumstehenden Häftlingsbaracken erreichen können. Diese historischen Gefängnisbauten eines Panopticons entlehnte Geometrie des totalen Terrors war Ausdruck einer auf Dauer und Effektivität ausgerichteten SS-Herrschaft über die Häftlinge.

Zum Zweiten sah sich der Architekt vor die Aufgabe gestellt, das »System Eicke« in die Architektur des Lagers zu übertragen. Theodor Eicke, der ab 1938 als Inspekteur der Konzentrationslager in unmittelbarer Nähe zum KZ arbeitete und lebte, hatte in Dachau eine strikte organisatorische Trennung von SS-Wachmannschaften einerseits und SS-Kommandantur andererseits eingeführt, die für alle Lager übernommen werden sollte. Nur der Lagerkommandant gehörte als Vorgesetzter beiden Bereichen an. Um dieser Trennung in der Einheit architektonischen Ausdruck zu geben, verlagerte Kuiper das SS-Truppenlager vor das eigentliche Schutzhaftlager, verband es jedoch gleichzeitig mit diesem durch ein komplexes System von Symmetrien und Achsen.

Sachsenhausen war das erste große Lager, das auf dem Reißbrett entstand. Ein offenbar ambitionierter SS-Architekt versuchte, das Konzentrationslager bei der Reichshauptstadt zu einer Art »idealtypischem« Modellager auszubauen, in dessen Struktur und Gestaltung sich der Herrschafts- und Machtanspruch der SS in vielfacher Form widerspiegelte. Schon im Juni 1938 begannen Umbauten, die diesen Idealplan veränderten, weil er sich als unpraktikabel herausgestellt hatte. Es ist aber von großer Bedeutung, diese erste Ausbaustufe als unterste Zeitschicht des sich aus vielen einander überlagernden Erinnerungsformen zusammensetzenden heutigen Ortes präzise in seiner Bedeutung herauszuarbeiten. Nach wie vor begegnet diese ursprüngliche Kontur des Geländes dem Betrachter als erster, prägender Eindruck.



»Plan 16238«,
vor Juli 1936
Quelle:
BLHA, Pr Br Rep 2 Allt
F16238

Auf die Rolle Sachsenhausens im KZ-Staat und die daraus erklärable architektonische Gestaltung nahmen sowohl die Häftlingsvereinigungen als auch die Gedenkstättenplaner Bezug.

Aus den schriftlich niedergelegten Häftlingserinnerungen geht eindeutig hervor, daß sie sich des Modellcharakters von Sachsenhausen und der damit in Zusammenhang stehenden Geometrie des totalen Terrors bewußt waren. Schließlich verwiesen die Häftlingsvereinigungen auch auf die Rolle des benachbarten T-Gebäudes, Sitz der Inspektion der Konzentrationslager, um die Notwendigkeit einer großen Gedenkstätte gegenüber den Repräsentanten des SED-Staates zu begründen.

Den geschulten Augen der Architekten und Planer konnte natürlich gleichfalls das Prinzip der Achsen und Symmetrien nicht entgehen. Weder der bedeutende Landschaftsarchitekt der DDR noch das Buchenwald-Kollektiv der Architekten Ludwig Deiters, Horst Kutzat und Kurt Tausendschön, die nach der Ablösung Lingners den Zuschlag erhielten, konnten sich jedoch mit der einfachen Erläuterung der SS-Architektur begnügen, obwohl sie nach eigenen Aussagen die »niederdrückende Wirkung dieser unmenschlichen Form« erkannten.³ Vielmehr suchte man nach Wegen, die »Überwindung der SS-Herrschaft« deutlich zu machen. Lingner tat dies, indem er vorschlug, eine sechs Meter hohe schwarze Porphyrmauer vor dem Turm A aufzurichten, um das auf den Standort des SS-Maschinengewehrschützen ausgerichtete Blickachsensystem Kuipers zu unterbrechen und von Appellplatz und Häftlingsbaracken abzuriegeln. Das Buchenwald-Kollektiv dagegen verzichtete auf die Porphyrmauer, zumal diese durch die schon von Lingner vorgeschlagene Ringmauer um den Appellplatz herum überflüssig geworden war, und setzte anstatt dessen dem Turm A antithetisch das um mehr als zwanzig Meter höhere, in der Farbgestaltung absichtlich heller gestaltete zentrale Mahnmal entgegen. Das antithetische Prinzip der bewußt der SS-Architektur entgegengerichteten Überformung des originalen Ortes als gestalterischer

Ausdruck einer politischen, sich antifaschistisch definierenden Haltung prägte somit letztlich den Umgang der Gedenkstättenplaner mit der Geschichte des Konzentrationslagers Sachsenhausen.

Schlichte Ignoranz und Verdrängung dagegen bestimmten das Verhältnis von Opferverbänden und Gedenkstättenplanern zur zweiten Geschichte Sachsenhausens, der Zeit zwischen 1945 und 1950, als die Gebäude und das Gelände des ehemaligen Häftlingslagers sowie des Sonderlagers vom sowjetischen Geheimdienst als Zone 1 und Zone 2 des Speziallagers Nr. 7 bzw. Nr. 1 weitergenutzt wurden. Die Geschichte der Schweigelager war in der DDR tabuisiert, aber es überrascht doch, daß man nicht einmal die baulichen Veränderungen, die in dieser Zeit vorgenommen worden waren, zur Kenntnis nahm. Solange wir keine Belege dafür haben, spricht jedoch wenig dafür, daß die Geschichte des Speziallagers die Gestaltung der Gedenkstätte und den Umgang mit dem authentischen Ort maßgeblich beeinflusste.

Allerdings machte die Weiternutzung des Häftlingslagers durch den NKWD ein frühes Gedenken am authentischen Ort unmöglich. Auch die Übergabe des Lagers an die Kasernierte Volkspolizei (KVP), den quasi »natürlichen« Nachfolger der Roten Armee, erwies sich als folgenschwere Fehlentscheidung. Die Soldaten des Arbeiter- und Bauernstaates nämlich entwickelten im Umgang mit dieser schwierigen Hinterlassenschaft nicht das geringste historische Bewußtsein und keinerlei feststellbare Sensibilität. Im Gegenteil, es scheint im Nachhinein fast so, als hätte die KVP/NVA das Gelände des ehemaligen Häftlingslagers bewußt verwahrlosen und zerstören lassen, um es später derart »geschichtsbereinigt« übernehmen zu können. Gipfelpunkt dieser faktenschaffenden Geschichtsvergessenheit, die als Verdrängungsleistung kaum noch zu überbieten ist, waren die Sprengung des Krematoriums und die Pläne der KVP, hinter den Krematorien und dem Erschießungsgang einen »Schießgarten«⁴ anzulegen. Dort, wo Tausende von Menschen durch die SS erschossen worden waren, sollten jetzt also wieder Schießübungen stattfinden. Unsere Forschungen konnten leider nicht die Frage beantworten, ob und inwieweit von Seiten der Partei- und Staatsführung der KVP das Gelände absichtlich zerstörender Nutzung übergeben wurde. Das

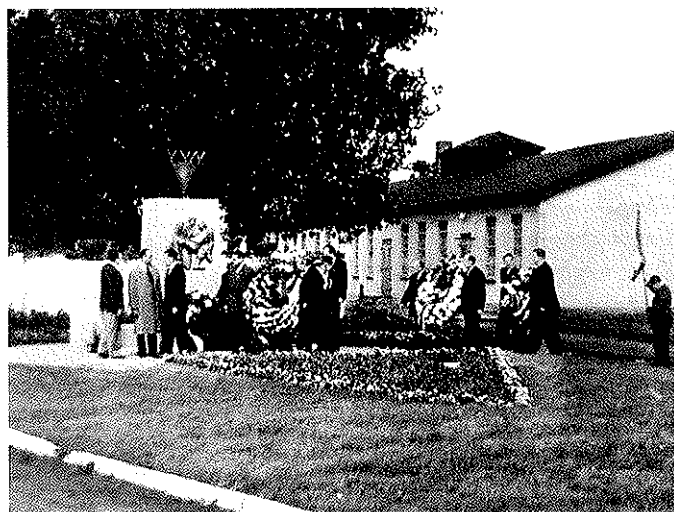
*Fahnenwid von
Soldaten der
Nationalen Volksarmee
auf einer Kundgebung
zum Tag der Opfer des
Faschismus,
10. September 1961
Foto: Fotoarchiv
Gedenkstätte und
Museum
Sachsenhausen*



Wissen über den als würdelos zu bezeichnenden Umgang der Soldaten mit den Gebäuden des Konzentrationslagers war aber aufgrund der Beschwerden ehemaliger Häftlinge auch »höheren Ortes« vorhanden und wurde gegenüber den internationalen Häftlingsorganisationen sogar als peinlich empfunden.

Überhaupt ist die Beteiligung internationaler Häftlingsorganisationen bei der Gestaltung der Gedenkstätte offenbar nicht erwünscht gewesen. Als einziger Repräsentant und Ansprechpartner der ehemaligen Häftlinge für die Vertreter des Staates sowie die Architekten schälte sich das Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer heraus. Dieses war nach dem Verbot der VVN im wesentlichen auf den kommunistischen Kern reduziert, nachdem alle anderen Opfergruppen allmählich an den Rand und schließlich ganz heraus gedrängt worden waren. Trotzdem ist es erstaunlich, daß in den Debatten um die Gestaltung der Gedenkstätte bei allen Meinungsunterschieden eine relativ einheitliche »Häftlingsposition« erkennbar ist, die den anderen am Diskussionsprozeß Beteiligten gegenübertrat. Zwei Forderungen vor allem waren es, die auch die eher kursorisch involvierten ehemaligen kommunistischen Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen immer wieder einten: Zum einen ihr entschiedenes Eintreten für die Erhaltung der letzten Relikte des Häftlingslagers, das, nach dem Scheitern ihrer Bemühungen, bis hin zu Forderungen nach der Rekonstruktion vor allem des ersten Barackenringes reichte. Bis zuletzt kämpften die an den Planungen beteiligten ehemaligen Häftlinge darum, gerade für jugendliche Besucher einen möglichst originalen Eindruck des Konzentrationslagers zu erhalten. Architekten und Kulturbürokraten wiesen ihre Vorstellungen als naiv zurück und antworteten darauf mit dem Vorwurf des Naturalismus.

Der Wunsch nach einem möglichst repräsentativen Mahnmal, einem »Monument mit starkem Höhendrang«, das weniger das Leid als den heroischen Widerstand darstellen sollte, war das zweite wichtige Anliegen der befragten ehemaligen Häftlinge. Irgendwie gelang es in den Gesprächsrunden und Diskussionen, den Eindruck alternativer Lösungswege zu schaffen. Vor die Entscheidung zwischen Mahnmal und Relikt gestellt, entschieden sich die ehemaligen Häftlinge von Sachsenhausen für das Monument.



*Kranzniederlegung
vor dem von
Hans Eickworth
entworfenen Denkmal,
7. Mai 1954
Foto: Fotoarchiv
Gedenkstätte und
Museum
Sachsenhausen*

Die Errichtung von Grabdenkmälern für die toten Kameraden, dieser nur allzu leicht nachvollziehbare erste Wunsch der Überlebenden und damit der Beginn der Errichtung einer Gedenkstätte für die Opfer des nationalsozialistischen Terrors im Konzentrationslager Sachsenhausen, war im Prinzip nicht an den konkreten Ort gebunden. Denn auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers gab es, so die Vermutung der meisten Überlebenden, keine Gräber. Die SS dagegen gönnte den Toten kein Grab. Vor der Errichtung eines lagereigenen Krematoriums waren die Leichen der Ermordeten in den verschiedenen Berliner Einrichtungen verbrannt und ihre Asche dort beigesetzt worden. Die Asche, die die vier transportablen sowie die vier fest installierten Öfen etwa ab Kriegsbeginn im Industriebhof des Lagers produzierten, wurde in große Gruben geschüttet, die man unmittelbar neben den Krematorien angelegt hatte. Gegen Ende des Krieges unternahm die SS einen Versuch, diese Überreste ihrer Verbrechen zu beseitigen und kippte neun Kubikmeter Asche in den Hohenzollernkanal, wo sich das berüchtigte Außenlager Klinkerwerk befand.

Auch heute noch betonen die ehemaligen Häftlinge immer wieder, daß das gesamte Areal des ehemaligen Häftlingslagers ein einziger Friedhof sei. Kürzliche Funde ausgedehnter Aschefelder, die bis in den Industriebhof sich zu erstrecken scheinen, belegen diese Ansicht. Wie kann man dann erklären, daß die ehemaligen Häftlinge sich trotzdem anscheinend relativ gleichgültig gegenüber den konkreten Grabstellen, im Bereich des Industriebhofes, des Klinkerwerkes oder der Revierbaracken verhielten, eine Beobachtung, die angesichts vergleichbarer Feststellungen in anderen ehemaligen Konzentrationslagern offenbar verallgemeinerbar ist? Sicher wäre es dabei auch falsch, von den ehemaligen Häftlingen allgemein zu sprechen, denkt man vor allem an die jüdische Sepulkralkultur, die der Grabstätte als dem konkreten Ort der Beisetzung eine hohe Bedeutung beimißt. Wir müssen jedenfalls vermerken, daß gerade auch schon am Beginn des Gedenkens und Erinnerns an die Toten der Konzentrationslager der Ort nicht an einzelne konkrete Grabstellen gebunden war und die Gestaltung der Denkmäler sich schon früh von sepulkralen Formen losgelöst hat, um sich der Tradition der Kriegerdenkmäler anzunähern.

In einer Art Gegenreaktion allerdings wurde die dreieckige Fläche des ehemaligen Häftlingslagers, die an die Form der Häftlingswinkel erinnert, zum Symbol. Schon die unmittelbar nordöstlich angrenzende Fläche des sogenannten Sonderlagers, wo Prominente sowie kriegsgefangene Offiziere in strenger Isolation eingesperrt waren, blieb außerhalb des Gedenkraumes, ganz zu schweigen von den »Orten der Täter«, wie z.B. dem benachbarten T-Gebäude, dem Sitz der zentralen Administration aller Konzentrations- und Vernichtungslager. Auch die zahlreichen gut erhaltenen Gebäude des Industriebhofes, wo für die Deutschen Ausrüstungswerke (DAW) des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamtes (WVHA) die Ledersachen in Auschwitz vergaster Juden ausgewertet wurden oder die Häftlinge Pantinen für ihre Kameraden herstellen mußten, wo in den relativ gut eingerichteten Werkstätten der Widerstand von Häftlingen besser organisierbar war und wo sich zwischen den nüchternen Ziegelsteinbauten der Fabrikhallen die verschiedenen Tötungsanlagen mit den Verbrennungsöfen, den Kleiderkammern, den Lagerräumen für Haare und Zahngold befanden, dieser historisch eminent wichtige Lagerbereich blieb als baulich zusammenhängendes, geschlossenes Areal ebenfalls vollkommen unberücksichtigt. Lediglich die Tötungsstätten wurden der militärischen Weiternutzung durch die NVA nach mühseligen Kämpfen entzogen.

Nachträglich hochgezogene, dem Original täuschend ähnliche Mauern schützten eine chemische Kampf Abteilung der KVP/NVA vor allzu neugierigen Blicken. Daß dabei der historisch völlig falsche Eindruck geschaffen wurde, die Häftlinge hätten vom Häftlingslager her Sichtkontakt und Zugangsmöglichkeit zu den Tötungseinrichtungen des KZ besessen, wurde ohne erkennbare Skrupel hingenommen.

Ganz schnell hatte sich das Symbol von der historischen Erinnerung gelöst, wurde zum Selbstzweck, das in seiner Formensprache in erster Linie starke Gefühlsbewegungen, nicht nur Trauer, sondern viel mehr noch Respekt und Bewunderung, und viel weniger historische Erkenntnis vermitteln sollte, weniger DENK-MAL als FÜHL-MAL. Solange dieser Symbolismus auf figürliche und andere Kunstwerke beschränkt ist, mag man das noch als Fragen von Geschmack und Kunstverständnis ansehen. Doch auf ein gesamtes historisches Gelände übertragen, auf dem eine Vielzahl von authentischen Bauwerken erhalten sind, die als Quellen zum Sprechen gebracht, mehr zu erzählen vermögen als jedes Mahnmal – in einem solchen Fall wendet sich der Symbolismus gegen seine eigenen Intentionen. Der Vorteil der Umwandlung einer historischen Topographie zum Kunstwerk ist allerdings für die Auftraggeber offensichtlich: Zum einen wird die relative interpretative Offenheit der historischen Quelle in einen vorgegebenen Deutungsrahmen einzwängbar und zum zweiten wird der nach Deutungen suchende Betrachter ein Stück weit entmündigt und ist somit auf die Hilfestellung und Anleitung der Betreiber der Gedenkstätte in viel stärkerem Maße angewiesen. Schließlich und vor allem aber borgt sich das Kunstwerk Authentizität aus der Integration der Relikte.

Das in Buchenwald lange strittig diskutierte Problem der Wahl einer Plastik dagegen konnte in Sachsenhausen geschickt umgangen werden. Leiden und Kampf der Häftlinge als zwei Aussagen, die offenbar kein Künstler so zusammenzubringen vermochte, daß sie die Billigung der Verantwortlichen fand, verselbständigten sich in zwei getrennten Plastiken: Waldemar Grzimeks Bronzegruppe, die auf den Fundamenten der Station Z aufgestellt wurde, versucht, Trauer und Schrecken zum Ausdruck zu bringen, wohingegen die von Rene Graetz gestaltete Plastik die Huldigung an den Befreier, die Rote Armee, zum Thema macht. Anders als in Buchenwald war in Sachsenhausen der Befreier der »richtige« im Sinne der SED-Ideologie. Das fast klassisch zu nennende Mantel-Motiv und der durch Grotewohls persönliche Anregungen verstärkte Monumentalismus nehmen unverhohlen Bezug auf die sowjetischen Kriegerdenkmäler. Die Graetz'sche Figurengruppe wurde vor dem Obeliskens plaziert, in die alles bestimmende Mittelachse gesetzt, dem Turm A, dem architektonischen Zentrum des Lagers entgegengerichtet, unmittelbar davor die, als »Ulbricht-Tribüne« verspottete, aus rotem Granit massiv erbaute, von einer Fahnenmauer eingefasste Redneranlage vor dem sich davor erstreckenden, für bis zu 100 000 Teilnehmer geplanten, riesigen Kundgebungsplatz. So wurden Kundgebung und Ehrenmal in eine gestalterische Einheit gezwungen, die die Befreiten und die Befreier und, viel wichtiger, die Kundgebungsteilnehmer mit der künstlerisch bewirkten Einheit »Opfer-Befreier« verschmelzen läßt.

Das Architektenkollektiv Deiters, Kutzat und Tausendschön wollte es in Sachsenhausen offenbar anders, vielleicht sogar besser als in Buchenwald machen. Obwohl sie doch nun durch die Errichtung der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte in Weimar viel Erfahrung gesammelt hatten, hielten sie es für erforderlich, sich in den unter-

Skulptur
»Unbeugsamkeit an
der Station Z«
Foto: J. Sellin, 1989



schiedlichen KZ-Gedenkstätten der beiden deutschen Staaten sowie der Volksrepublik Polen umzuschauen. Ziel ihrer bemerkenswerten und ungewöhnlichen Reise durch ehemalige Konzentrationslager war vor allem, einen Eindruck davon zu erhalten, wie Authentizität wirkte. Aber die Architekten schauten die von den Lagern übrig gebliebenen Gebäude nur wie Architekten an. Sie sahen verfallende Holzbaracken, von denen die Farbe abblätterte, windschief in ihren Angeln hängende Fenster mit zerstörten Glasscheiben, profane, bautechnisch völlig uninteressante Steingebäude mit eingefallenen Dächern und halb zerstörte Mauern und Wachtürme, über die das Unkraut wuchs. Sie waren nicht imstande, die Gebäude als Quellen zu lesen, wie die ehemaligen Häftlinge und kamen deshalb zu einem vernichtenden Urteil, das das zukünftige Motto ihrer Arbeit in Sachsenhausen wurde: »Beim Vergleich der Aussagekraft erhaltener Baulichkeiten mit der Aussagekraft künstlerischer Darstellungen zeigt sich immer wieder die Überlegenheit der künstlerischen Darstellung.«

Das »unmittelbar Menschliche« durch Nachempfindung wirken zu lassen – darin vor allem sahen Ludwig Deiters, Horst Kutzat und Kurt Tausendschön ihre Aufgabe. Geschichte wurde von ihnen nicht als ein historischer Prozeß verstanden, sondern vor allem von seiner anthropologischen Seite her betrachtet. Ziel ist die »Bewegung der

Menschen aufs Tiefste« und nicht, wie man zumal bei Marxisten meinen könnte, die Einsicht in historische Prozesse.

Der Zielkonflikt, in dem sich die Architekten befanden, ist jeder Form der Denkmalsetzung inhärent und daher bis heute immer wieder ein Streitpunkt. Das eigentliche Problem ihrer Sichtweise besteht aber darin, daß sie den gesamten historischen Ort des ehemaligen Häftlingslagers mit allen seinen erhaltenen Bauten, den noch sichtbaren Spuren, der wie auch immer vielfach veränderten authentischen Topographie als ein Gesamtkunstwerk oder Gesamtdenkmal angesehen haben, das sie den gleichen künstlerischen Kriterien unterwarfen wie Skulpturen, Installationen oder Plastiken. Auf diese Weise wurde der aus der Kunstgeschichte stammende Begriff des Naturalismus in ein negatives Urteil über eine stehengebliebene Häftlingsbaracke oder einen Wachturm verwandelt. Der historische Ort wurde in toto zum Schauplatz einer großartigen Inszenierung, die sich anders als die in sich widersprüchliche historische Quelle auf eine Botschaft reduzieren läßt. Welche Botschaft dies sein sollte, schrieben die Architekten deutlich in ihr Gutachten: »Bei den Lagern auf deutschem Boden wird es gut sein, die Überwindung der SS-Herrschaft durch Abtragen und Beräumen des Restes und durch eine planmäßige Gestaltung zum Ausdruck zu bringen.« Was in Polen und anderen Länder für richtig befunden wird, nämlich daß die Gebäude der Nationalsozialisten erhalten bleiben, weil sie Zeugnisse der Fremdherrschaft sind, kann im Land der Täter nicht akzeptiert und auf Dauer ausgehalten werden. Fast wie im Mittelalter sollte mit der Beseitigung der Spuren des Bösen das Böse selbst gebannt werden. Was noch blieb, war die Heilung der Wunden, die dem Ort zugefügt wurden.



*»Anklagender«,
Gipsentwurf von
Fritz Cremer;
ein Abguß steht seit
1961 vor dem Schloß
Oranienburg
als Denkmal für die
Opfer des Krieges und
Nationalsozialismus
Foto: Fotoarchiv
der Gedenkstätte und
Museum
Sachsenhausen*

Sie wurde der Natur, den Bäumen und dem Gras überlassen, ein auf Reinhold Lingner zurückgehendes Konzept der Landschaftsgestaltung, und wie folgt begründet: »Die SS zerstörte die Schönheit der Landschaft, es ist unsere Pflicht, sie wieder herzustellen.«

1956/57 waren damit die wichtigsten Entscheidungen über die Gestaltung der Gedenkstätte Sachsenhausen, die im folgenden noch einmal zusammengefaßt werden, gefallen, soweit sie nicht durch den geschichtsvergessenen Umgang mit dem Gelände zwischen 1950 und 1955 bereits vorgegeben waren:

1. Das Gedenkstätten Gelände sollte sich auf den Bereich des ehemaligen Häftlingslagers und der SS-Kommandantur erstrecken. Der Zugang zu den noch fast vollständig erhaltenen Arealen der Täter, insbesondere zu dem T-Gebäude der Inspektion der Konzentrationslager, wurde abgeriegelt. Die zahlreichen vollständig erhaltenen Gebäude im Bereich der SS-Kommandantur mußten größtenteils weichen, um der üppigen Vegetation eines Parkes Platz zu machen. Mit Rücksicht auf die Sicherheitsbelange der Streitkräfte schuf man einen völlig neuen, künstlichen Zugang und löste den Bereich des Krematoriums und des Erschießungsgrabens aus dem Industriebereich heraus.

2. Anders als in Buchenwald, wo die Mahnmalsanlage vom eigentlichen Lager entfernt entstand, stülpte das Buchenwald-Kollektiv die Mahnmalsanlage als Ganzes über das gesamte historische Gelände des ehemaligen Häftlingslagers.

3. In klarer Erkenntnis des architektonischen Gesamtkonzepts des SS-Architekten Kuiper und der besonderen Rolle des KZ Sachsenhausen im System der Lager entschieden sich die Gestalter für einen antithetischen Umgang mit dem Gelände, für eine Überformung, die sich bewußt und absichtlich gegen die Struktur der Quelle richtete. Der Sieg des Antifaschismus über den Faschismus sollte dem Gelände aufgeprägt werden.

4. Der rücksichtslose Umgang mit den letzten vorgefundenen Gebäuderesten und Spuren der Verbrechen reflektiert darüber hinaus eine als Kritik am Naturalismus sich verstehende und gegen die Wünsche ehemaliger Häftlinge durchgesetzte Negierung emanzipatorischer Ansätze selbständigen Lernens von Geschichte. Das schon, wie Volkhard Knigge es genannt hat, in Buchenwald angewandte Prinzip der Minimierung der Relikte zur Maximierung der Deutungen praktizierten Deiters, Kutzat und Tausendschön bei einigen Zugeständnissen *cum grano salis* auch in Sachsenhausen. Allerdings bauten sie teilweise noch vorhandene Gebäude in ihr Gesamtkonzept ein und wiesen diesen eine spezielle Rolle zu. Nach der Funktionalisierung der Relikte für das künstlerische Gesamtkonzept blieben allerdings nur noch Torsi übrig. Beispiel dafür ist der Umgang mit den bis in die Keller weitgehend authentischen erhaltenen Revierbaracken I und II, Orten medizinischer Verbrechen ebenso wie großartiger Häftlingssolidarität. Um die schwere Kreuzmauer rings um den Appellplatz sicher gründen zu können, wurden die Baracken einfach um drei Meter gekürzt.

Verlauf und Ausgang der Konflikte im Prozeß der Gedenkstätten Gestaltung um Mahnmal oder Baudenkmal, Interpretation oder Quelle, Deutung oder Relikt, lassen uns, was die Zukunft der Denkmale anbelangt, für letztere eher pessimistisch sein. Wenn die Denkmäler in Konkurrenz zu den Denkmalen geraten, dann begibt sich die Gesellschaft in Versuchung, die Erinnerung an die eigene Erinnerungsform für wichtiger zu erachten als die Bewahrung der Erinnerung an den Gegenstand selber. Bis-

lang war sie, das zeigt gerade auch die Entstehungsgeschichte der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen, der Versuchung dann zumeist erlegen.

Nachdem der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen gestalterische Form und künstlerische Aussage wie Korsettstangen eingezogen worden waren, mußte sich das didaktische Ausstellungskonzept einpassen. Im Grunde fand man dabei den gleichen Kompromiß wie bei der Entscheidung über die aufzustellenden Plastiken. Indem sich der Wissenschaftliche Künstlerische Beirat für zwei getrennte Ausstellungen, zur Geschichte des Konzentrationslagers sowie zur Geschichte des europäischen Widerstandskampfes der europäischen Völker entschied, entschärfte er ganz geschickt den seit Gründung von OdF und VVN schwelenden Streit über die Bedeutung des Widerstandes in den Konzentrationslagern. Indem außerdem ausländischen Häftlingsvereinigungen und sogar den betroffenen Ländern direkt angeboten wurde, in eigener Verantwortung nationale Ausstellungen zu konzipieren und in Sachsenhausen zu zeigen, begegnete die DDR der Kritik an einer mangelnden Einbeziehung internationaler Organisationen und konnte gleichzeitig im Zeichen der Hallstein-Doktrin und des Kalten Krieges Weltoffenheit demonstrieren.

Genau das Gegenteil davon war der Umgang mit der jüdischen Leidensgeschichte. Dabei muß natürlich berücksichtigt werden, daß fast im gesamten Bereich des ehemaligen Ostblocks weder diplomatische Beziehungen zu Israel bestanden noch die Geschichte der Juden in anderen KZ-Gedenkstätten kommunistischer Staaten besonders herausgestellt wurde. Selbst an Orten wie Auschwitz tat man sich bekanntlich schwer damit, anzuerkennen, daß unter den nationalsozialistischen Plänen zum Völkermord der Holocaust an den Juden einzig war. Trotzdem bleibt es beschämend und unverständlich, daß der Ministerpräsident eines deutschen Staates, Otto Grotewohl, ehemals Sozialdemokrat, erst durch israelische Zuschriften darauf hingewiesen werden mußte, daß die Juden nicht als Russen, Polen, Tschechen, Ungarn etc. von den Nationalsozialisten verfolgt und ermordet wurden, sondern einzig und allein, weil sie Juden waren. Die DDR-Führung aber blieb uneinsichtig und mit solchen Argumenten nicht zu beeindrucken. Die definitive Ablehnung eines eigenen, von israelischer oder jüdischer Seite zu gestaltenden Ausstellungssegments im Internationalen Museum war und bleibt ein Skandal, zumal wenn man sich vor Augen führt, daß zur gleichen Zeit von der DDR, organisiert durch Albert Norden, eine Kampagne gegen die angeblich antisemitische Bundesrepublik geführt wurde. Eben dieser »Genosse Norden« fand nichts Anstößiges an der Abweisung der israelischen Beschwerden, sondern empfahl, den ablehnenden Bescheid damit zu begründen, daß im Rahmen der Ausstellung über die deutsche Widerstandsbewegung der Kampf und das Leid der jüdischen Menschen dargestellt werde. Als der Druck zu groß wurde, entschlossen sich die Gedenkstättenplaner, erneut auf Vorschlag Nordens, die bereits abgerissenen »jüdischen Baracken« 38 und 39, wie schon zuvor einmal erwogen, wiederaufzubauen, um dort eine Ausstellung mit dem bezeichnenden Titel »Museum des Widerstandskampfes und des Leidens des jüdischen Volkes« in einem Flügel der Baracke 38 unterzubringen. Damit wurde die Marginalisierung der jüdischen Leidensgeschichte im Grunde nicht aufgehoben, sondern aufgrund der dadurch definitiven Ausweisung aus dem Internationalen Museum nun auch räumlich bestätigt.

Ansonsten entsprachen die Ausstellungen den vom Politbüro der SED beschlossenen inhaltlichen Vorgaben. Ungewöhnlich war allerdings, daß ehemalige Häftlinge,



Teil der Ausstellung in
der Baracke 38
Foto: J. Sellin und
M. Schulz, 1990



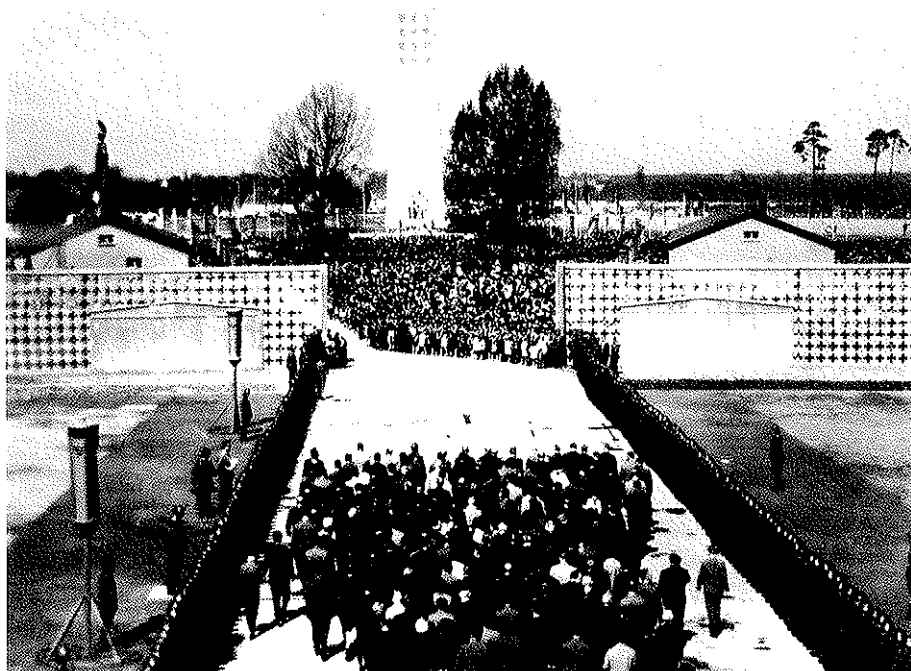
Vitrine mit jüdischen
Exponaten in der
Baracke 38
Foto: J. Sellin und
M. Schulz, 1990

wie der aus der Kommunistischen Partei (Opposition) stammende und später wegen seines Eintretens für Robert Havemann als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Komitees gekündigte Rudi Wunderlich, als Autoren der Ausstellung agierten. Allerdings blieben die Akzente, die sie setzen konnten, vergleichsweise geringfügig. Die Dimitroff-These von der Rolle des deutschen Faschismus als Agent des Monopol- und Finanzkapitals ließ wenig Spielraum. Die fehlende wissenschaftliche Forschung zur Geschichte des Konzentrationslagers Sachsenhausen hemmte ebenfalls jeden denkbaren Versuch von Originalität. Lediglich die tagespolitischen Erfordernisse der DDR, die seit 1960 eine tiefgehende Systemkrise durch Propagandaaktionen gegen die Bun-

desrepublik zu überwinden suchte, gaben den Ausstellungen eine besondere, gegen Bonn gerichtete aggressive Note. Ausstellungsdesign und -gestaltung hingegen waren durchaus modern und gelungen; sie unterschieden sich jedenfalls nicht negativ von vergleichbaren Ausstellungen in anderen Ländern.

Bei der Einweihung der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen am 23. April 1961 wurde das ganze propagandistisch-politische Repertoire abgespult, das zur Verfügung stand. Man führe sich vor Augen, in welcher politisch brisanter Phase diese stattfand: Ein halbes Jahr vor dem Mauerbau war die internationale Situation zugespitzt. Tausende kehrten dem angeblich besseren deutschen Staat wöchentlich den Rücken. Im gleichen Monat begann in Israel der Eichmann-Prozeß, der von allen Medien übertragen wurde und der die tatsächlich außerordentlich befremdlichen eklatanten Verdrängungsleistungen der bundesrepublikanischen Gesellschaft vor Augen führte. In dieser Situation kam die vor aller Welt als antifaschistische Leistung des anderen deutschen Staates durchaus zu Recht präsentierbare Eröffnung der dritten großen KZ-Gedenkstätte in der DDR gerade recht. Mit Dachau wurde das erste große Konzentrationslager im westlichen Deutschland erst 1964 zur Gedenkstätte umgestaltet. Bezeichnend für die Bundesrepublik ist auch, daß dieser weltweit beachtete Akt der Eröffnung Sachsenhausens in den Medien des anderen deutschen Staates kaum wahrgenommen wurde. Es kann nicht verwundern, daß sich der kommunistische Staat die Chance nicht entgehen ließ, den Antifaschismus als »kostengünstige Ressource im innerdeutschen Systemkonflikt« (Peter Reichel) einzusetzen. Wieviele der wahrscheinlich 200 000 Teilnehmer der Eröffnungsveranstaltung hingegen gekommen waren, um ihre echten antinazistischen Gefühle und Überzeugungen zu dokumentieren und ihre Empörung gegen tatsächliche und vermeintliche Nazis im bundesrepublikanischen Staat kundzutun, läßt sich nicht mehr ermitteln.

*Spalier der Nationalen
Volksarmee für die
Ehrengäste der
Kundgebung zur
Eröffnung der
Nationalen Mahn- und
Gedenkstätte
Sachsenhausen,
23. April 1961
Foto: Fotoarchiv der
Gedenkstätte und
Museum
Sachsenhausen*



Mit der Eröffnung der Gedenkstätte Sachsenhausen findet die Ausstellung »Von der Erinnerung zum Monument« weitgehend ihren Abschluß; nur noch wenige Vitrinen und Installationen beschäftigen sich mit dem Gedenken nach 1961. Das war am Anfang nicht so beabsichtigt. Die Analyse der Praxis des Gedenkens in Sachsenhausen blieb aber in der gleichzeitig amorphen und bald schon sich wiederholenden Erinnerungskultur der DDR im wörtlichen Sinne auf dem Trockenen liegen. Es stellte sich aus der Durchsicht des umfangreichen Verwaltungsschriftgutes der Gedenkstätte sowie ihrer Festschriften und Chronologien der Eindruck ein, daß die Gedenkstätte in einer schon bald sich herausbildenden Routine erstarre, die durch das Ziel der Direktoren befördert wurde, ähnlich wie bei den DDR-Wirtschaftsplänen mit großen, teilweise fiktiven Besucherzahlen zu beeindrucken. Schließlich war die Vorrangstellung von Buchenwald seit 1953 beschlossen, so daß die Gedenkstätte Sachsenhausen ihre Chance vor allem in ihrer Nähe zur Hauptstadt der DDR suchte. Erwähnenswert ist vor allem die Gründung des Archivs sowie die Einrichtung einer wissenschaftlichen Abteilung Ende der siebziger Jahre, die mit der Herausgabe von schließlich sechs »Sachsenhausen-Heften« immerhin Ambitionen erkennen ließ. Die Typisierung der Erinnerung aber war, darauf hat Jürgen Danyel verwiesen⁵, im Grunde schon Anfang der fünfziger Jahre, spätestens aber nach dem Verbot der VVN 1953 abgeschlossen: Die Erinnerung wurde entdifferenziert und abstrakt, die Vielzahl der Opfergruppen durch Symbole vereinheitlicht. Die zunehmend kanonisierte Widerstandsgeschichtsschreibung und das starre Faschismus-Erklärungsmodell der Dimitroff-These ließen kaum noch Interpretationsspielräume zu. Schließlich entwickelte sich ein Arsenal öffentlicher politischer Rituale; in Anlehnung an religiöse Motive wurde eine Art Totenkult entwickelt. An dieser schon Anfang der fünfziger Jahre feststehenden Typisierung der Erinnerung änderte sich, so hat es zumindest den Anschein, kaum noch Entscheidendes.

*Dr. Günter Morsch ist
Direktor der Stiftung
Brandenburgische
Gedenkstätten und
Leiter der Gedenkstätte
und Museum
Sachsenhausen.*

1 Bei dem folgenden Text handelt es sich um die veränderte, teils ergänzte, teils stark gekürzte Einleitung zur Publikation des Hentrich-Verlages: Günter Morsch (Hrsg.), Von der Erinnerung zum Monument. Die Entstehungsgeschichte der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen, Berlin 1996, S. 12-26 (Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Band Nr. 8)

2 Karl Markus Michel; Gottfried Korff

3 Diese und andere Zitate stammen aus der Denkschrift der drei Architekten »Zur Gestaltung der Gedenkstätte Sachsenhausen«, die wegen ihrer herausragenden Bedeutung für die Gestaltung Sachsenhausens in der o.g. Publikation vollständig abgedruckt wird.

4 Schreiben des Ministeriums für Kultur vom 15.11.1955 an das Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer, ARS, K5, Mappe 3, S. 187. Im Original ist der Begriff in Anführungszeichen gesetzt.

5 Jürgen Danyel, Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR, in: J. Danyel (Hg.), Die geteilte Vergangenheit, Berlin 1995, S. 31-46

Anmerkungen